

Entscheidende und befreiende Orientierungen : einige Erinnerungssplitter

Autor(en): **Müller, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue
internationale de théologie**

Band (Jahr): **103 (2013)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Entscheidende und befreiende Orientierungen. Einige Erinnerungssplitter

Christoph Müller

Ich hätte wahrscheinlich mein Theologiestudium abgebrochen, wenn ich nicht als Student in den ersten Semestern exegetische und homiletische Vorlesungen und Übungen von Kurt Stalder besucht hätte. Mitstudierende hatten mir den Tipp gegeben, es doch einmal mit Veranstaltungen an der (damals) Christkatholisch-Theologischen Fakultät zu versuchen. Die Begegnung mit Kurt Stalder hat mir neue Horizonte eröffnet für das, was heute christlicher Glaube und christliche Theologie bedeuten, wie sie entdeckt und wie sie gelebt werden können.

Dass Glauben, Denken und Leben nicht neben- oder gegeneinander stehen müssen, waren nicht Einsichten, die Kurt Stalder nur *theoretisch* vertrat – das tat er auch, präzise gedacht und überzeugend. In seinen Veranstaltungen und wo immer auch ich ihm begegnete, *praktizierte* er es: klar, mit einem stupenden und vielseitigen Wissen, mit der Sorgfalt und Differenziertheit seiner Veranstaltungen, in der Fähigkeit, achtsam zuzuhören, in seinem Interesse an den Studierenden, in seinem Humor und dem wunderbaren Lachen – und auch in der herzlichen und oft sehr vergnüglichen Gastfreundschaft (gemeinsam mit seiner Frau) an der Fellenbergstrasse 1, im «NTagon» (auch der Neutestamentler der Evangelisch-Theologischen Fakultät, Christian Maurer, wohnte in diesem Haus). – Ich versuche im Folgenden, einige Orientierungen zu benennen, die ich Kurt Stalder verdanke, und die ich als entscheidend und befreiend erlebt habe.

1. Fragen lernen

Was sind Ihre Fragen? Das ist das Erste, was mir in meinen Erinnerungen sofort vor Augen steht: Kurt Stalder als Fragender, als einer, der uns zum Fragen ermutigt und anleitet, und als einer, der unseren Fragen Aufmerksamkeit schenkt. An ihnen waren seine Veranstaltungen orientiert, und sie setzten neue und weitere Fragen frei. Und auch in den Begegnungen, die ich später als Doktorand und dann zur Zeit meines Pfarramtes als Habilitand im schönen Erker im NTagon regelmässig erlebte, hatte das Fragen einen Ehrenplatz, auch ein gemeinsames und ein wechselseitiges Fragen.

Was sind Ihre Fragen? Ja, was sind meine Fragen? Was verstehe ich nicht – und wozu möchte ich einen Zugang finden? Das herauszufinden war gar nicht so einfach. Es setzte voraus – so ging mir in diesen Veranstaltungen und den persönlichen Begegnungen mit Kurt Stalder auf –, dass es Dinge gab, die ich schon zu verstehen meinte. Was meinte ich denn schon zu verstehen? Das Fragen forderte dazu heraus, mich mit diesen Vorverständnissen bewusst zu befassen. Und wenn es um biblische Texte ging: diese überhaupt einmal zu lesen (*Was lesen Sie?*) und das achtsame Gespräch z.B. mit diesem Text aufzunehmen.

Stalder riet uns gerade als SprachanfängerInnen, vom griechischen Text auszugehen: Es sei eine Chance, nicht durch eine deutsche Übersetzung der Täuschung ausgesetzt zu sein, mit den Wörtern selbstverständlich etwas verbinden zu können. Stalder ermutigte uns und forderte uns dazu heraus, nicht zu überlesen, dass es sich um einen zunächst fremden Text handelt, nicht für uns verfasst und nicht in unseren Lebenswelten verwurzelt. Eben weil seine Griechischkenntnisse fundiert waren, wusste er, was er alles nicht wusste – und dass Griechisch nicht seine Muttersprache war. *Das Nichtwissen hat sein Gutes*, sagte er. *Wenn ich unsicher bin, gelange ich zu Fragen, die ich nicht stellen könnte, wenn ich meinen würde, sicher zu sein.*

Die Hochschätzung der griechischen Sprache hatte nicht eine Geringschätzung von Übersetzungen zur Folge. Wir Studierenden merkten, dass es auch spannend und aufschlussreich sein kann, von einer Übersetzung auszugehen und, im Wissen darum, dass wir von einer Übersetzung ausgehen, unsere Fragen zu formulieren. Es wurde so vielleicht möglich, durch die anschließende Auseinandersetzung mit dem Nestle-Text den Voraussetzungen bzw. Vorannahmen auf die Spur zu kommen, die unserem Fragen und Meinen zugrunde lagen und uns möglicherweise irreführten.

Was ist die Frage in Ihrer Frage? Eine Frage kann dem Fragenden klar erscheinen. Für diejenigen, welche die Frage hören, ist das nicht immer so. Und auch dem Fragenden *scheint* sie möglicherweise nur klar zu sein. – *Was ist die Frage in Ihrer Frage?*, lautete eine der stalderschen Fragen, die ich nicht mehr vergessen habe. Ja: Was möchte ich mit meiner Frage fragen? Woher kommt sie? Wohin zielt sie? Was interessiert mich wirklich? Was irritiert mich? Welche Frage läge mir näher – und will ich sie mit der explizit gestellten Frage verdecken? Habe ich die explizit gestellte Frage übernommen (und woher?) – und wie würde *meine* Frage lauten?

2. Im Medium der Frage nach der Wirklichkeit

Auf welche Erfahrungen beziehen Sie sich, wenn Sie das Wort «Gott» brauchen? Es gab auch Mitstudierende, die es nicht mochten, wenn Stalder zurück- oder weiterfragte. In der Tat war es manchmal irritierend zu bemerken, wie unklar einem die eigene Frage war oder das, was man mit dieser Frage fragen wollte. Oder wenn einem die Rückfrage des Lehrers bewusst machte, dass wir etwas als selbstverständlich vorausgesetzt hatten, das dann plötzlich alles andere als selbstverständlich schien. – *Auf welche Erfahrungen beziehen Sie sich, wenn Sie das Wort «Gott» im Zusammenhang historischer Überlegungen brauchen?* Wenn Stalder das bei einem Gastvortrag einen renommierten Kollegen fragte, konnte auch uns Studierenden aufgehen, wie solch elementare Fragen neue Perspektiven eröffnen können, wie ein unerwarteter Durchblick oder ein befreiender Aufbruch. Selbst theologische Profis hatten auf solch scheinbar einfache Fragen nicht gleich eine Antwort zur Hand; es konnte sich also lohnen, auch scheinbar einfache Fragen zu stellen – wenn sie nicht als Allerweltsfragen daherkamen oder als Fallen, sondern aus Interesse an den Verstehensversuchen des Gegenübers.

Das war wohl die elementarste, wirkungsvollste und befreiendste Lektion, die ich bei Stalder mitbekam: Glauben, Denken und Leben sind nicht voneinander abgetrennte Bereiche, sie stehen in einem unlösbaren Zusammenhang – und dies *im Medium der Frage nach Wirklichkeit*, wie eine seiner Kurzformeln hiess. Ebenso wie Wissenschaft darf auch kirchliche «Verkündigung» nicht in einer abgeschotteten Sonderwelt und in deren (nur Insidern zugänglichen, also eigentlich esoterischen) Sondersprachen stattfinden.

Dass christlicher Glaube sich darin bewährt, (neue) Erfahrungen mit der Erfahrung zu ermöglichen; dass wir das, was wir sehen, auch *anders* sehen lernen (und indem wir *anders* sehen, auch *anderes* sehen); dass wir also nicht in eine abgetrennte Sonderwirklichkeit abheben müssen, sondern *in* unseren Lebenswirklichkeiten andere Perspektiven und damit auch andere «Wirklichkeiten» entdecken: Das empfand ich als befreiend und motivierend, sowohl in der wissenschaftlich-theologischen Arbeit als auch im Pfarramt. Beide Bereiche, Universität und Kirche, sind so auch von vornherein aufeinander bezogen – im Medium der Frage nach Wirklichkeit und Wahrheit.

3. Umstrittene Erfahrung in umstrittener Interpretation

Das Fragen, Suchen und Finden ist dann nie abgeschlossen. Wir werden nicht «fertig». Es zeigt sich, dass «Wirklichkeit» nicht einfach vorhanden oder «objektiv» feststellbar ist; Wissenschaften implizieren unweigerlich eine bestimmte (oder unbestimmte) Sicht von Welt, Leben, Menschsein; wissenschaftlich ist sie dann, wenn sie auch diese Annahmen transparent macht und immer wieder kritisch befragt und befragen lässt.

Dieser Sachverhalt verbindet die Wissenschaften miteinander. So wird auch Transdisziplinarität sinnvoll und unverzichtbar. Theologische Wissenschaft kann darauf aufmerksam werden, was sie z.B. an linguistischen Annahmen voraussetzt. Stalder hat sich intensiv damit befasst, und ich höre noch seine Feststellung, es sei doch sehr merkwürdig, wie es systematisch-theologische Sprachlehren geben könne, die sich überhaupt nicht mit Linguistik auseinandergesetzt hätten.

Ebenso wenig wird «Erfahrung» als Beweisstück verfügbar; sie bleibt immer, gerade wenn sie empirisch reflektiert ins Spiel gebracht wird, *umstrittene Erfahrung in umstrittener Interpretation*. Das Fragen, Suchen, Finden und erneute Fragen wird zu einer lebensnahen, nicht vorhersehbaren und darum stets auch herausfordernden Sache.

Wenn «Gott» nicht eine Sonderwirklichkeit in einer eigenen theologischen Sprachwelt bezeichnet, abgetrennt von der Lebenswirklichkeit, in der wir uns ausserhalb der theologischen Diskussionen bewegen, und wenn alles, was uns begegnet, zum Ort werden kann, an dem uns etwas von dem aufleuchtet und evident wird, was wir mit dem Wort «Gott» bezeichnen, dann ist dieses Aufleuchten nicht auf einen speziellen Ausschnitt von Wirklichkeit begrenzt, auf exklusive Orte, bestimmte Texte, Personen und Gegenstände. Vielmehr kann jede Erfahrung von Wirklichkeit zum Ort werden, an dem uns etwas von dem aufgeht, was mit dem Wort «Gott» angesprochen sein kann. Theologisches Nachdenken zeichnet sich dadurch aus, dass es sich im Gespräch mit biblischen Traditionen und ihrer Wirkungsgeschichte den Herausforderungen der Lebenswirklichkeit stellt – in einem wechselseitigen Interpretationsprozess. Das hat Konsequenzen für alle theologischen Disziplinen. Drei Beispiele in systematisch-theologischer, praktisch-theologischer und exegetischer Hinsicht haben sich mir eingeprägt.

4. Theologie und Leben – drei theologische Exerzitien

1. *Versuchen Sie das, was «Trinität» (für Sie oder auch für einen theologischen Autor) bedeutet, an einem Aschenbecher zu erläutern.* Der Aschenbecher stand für einen gewöhnlichen Gegenstand, wie er gerade auf dem Tisch lag (Stalder war damals noch ein starker Raucher). Das Ziel war nicht, eine witzige Aschenbecher-Allegorese zu kreieren (obwohl ich mir vorstellen könnte, dass Stalder an einem geeigneten Ort auch einmal dafür zu haben gewesen wäre). Es ging vielmehr um eine Rückbindung ans Alltägliche. Das war hoch spannend, denn manch scheinbar gelehrtes Argument, das mit allerlei Zitaten und Imponiervokabeln daherkam, fiel dabei in sich zusammen – und es eröffneten sich theologische Perspektiven, die so nahe an der Lebensrealität waren wie eben jetzt ein Aschenbecher, ohne platt zu werden. Dabei ging es Stalder nicht um einen blossen «Aufhänger» in der Weise der «Mit-Speck-fängt-man-Mäuse-» (oder: «Mit-Aschenbechern-fängt-man-Raucher-») Methode, wie man sie aus vielen Predigten kennt; eine Methode, die Stalder als typisches Verfahren einer Hermeneutik offenlegte, die ich dann, früh provoziert von meinem Lehrer, als «Schwindelhermeneutik» bezeichnete: Man tut so, als ob ein Erfahrungszusammenhang der Hörenden fokussiert würde, aber das, was als Bezug auf Wirklichkeit erscheint, stellt sich bloss als Sprungbrett heraus, um dann in eine gesonderte theologisch-kirchlich-esoterische Sprachwelt abzuheben, in der diese anfänglich angesprochene Erfahrung keine Rolle mehr spielt. Nein, der Aschenbecher würde vom Anfang bis zum Schluss der Erläuterung von «Trinität» der Referenzpunkt bleiben.

2. *Wo sind Sie in der letzten Woche dem begegnet, was Sie eben mit dem Ausdruck «Heiliger Geist» bezeichneten?* Im Grunde war es dieselbe Aufgabe: nicht in eine von der Lebenswirklichkeit unbehelligte Sprachwelt abzuheben, vielmehr «im Medium der Frage nach Wirklichkeit», also mit Referenzpunkten, die allen Beteiligten zugänglich sind, in einen Glaubensdiskurs einzusteigen. Ich empfand und empfinde es noch heute als ebenso anspruchsvoll wie motivierend, sich auf diese Weise auf Predigten und auch auf andere Sequenzen von Gottesdiensten einzulassen. Stalder hat mir dadurch auch neue Horizonte für die Kasualien, die Seelsorge und den religiösen Bildungsbereich eröffnet. – Er zeigte uns damit auch, dass wir gesprächsbereit, guten Mutes und offenen Geistes sein und dazu stehen können, Theologiestudierende zu sein: Wenn wir versuchen, uns «im Medium der Frage nach Wirklichkeit» zu bewegen, haben wir gemeinsame Referenzpunkte mit wachen Studierenden anderer Fakultäten und

erst recht mit interessierten Laien und Laiinnen. Wir nehmen einander wahr und ernst und finden zu einer (nicht nur dekretierten) Gemeinschaft, wenn wir in der Tat gemeinsam suchen. Wenn Stalder von «Kirche» oder «Ökumene» sprach, setzte er ein solch achtungsvolles gemeinsames Suchen im Medium der Frage nach Wirklichkeit voraus, ohne Deutungsmonopole und Herrschaftsstrukturen. «Autorität» wurde hier nicht gesetzt und von Machträgern eingefordert; vielmehr hatte sich Autorität zu erweisen aus dem Mass der Erhellung von Lebenswirklichkeit kraft des gemeinsamen Fragens, Suchens und Findens.

3. *Gehen Sie davon aus, dass die Menschen damals nicht dümmer waren als wir heute!* Mit diesem Leitspruch wurde auch die Exegese zu einer abenteuerlichen Angelegenheit. So wie Kurt Stalder sie mit uns praktizierte und einübte, hatte sie von Anfang an mit der «Wirklichkeit» (oder den «Wirklichkeiten») der Menschen zu tun, unter denen die biblischen Texte entstanden waren. Und dann auch mit uns, wenn wir davon etwas verstehen wollten. Aber wie diese beiden in manchem so unterschiedliche Wirklichkeiten von damals und heute entdecken und miteinander in Beziehung bringen? – Eine der Listen, die wir als Studierende in den exegetischen und homiletischen Übungen Kurt Stalders anfertigten, bestand darin, den Text darauf zu befragen, was er an Annahmen über Wirklichkeit voraussetze und *welche Intuitionen über die Wirklichkeitsbegegnung* den Text veranlasst haben könnten. Gewiss klang das dann zuerst sehr simpel und positivistisch: «Es gibt Gott» oder «Es gibt Dämonen». Gerade diese simplen Sätze forderten dazu heraus, darüber Auskunft zu geben, welche Art «Wirklichkeit» denn damit (möglicherweise) behauptet, vorausgesetzt, stillschweigend als «existent» angenommen wurde. Oder anders gefragt: Auf welche Komplexe von Wirklichkeit reagierten Menschen, wenn sie solche Annahmen, Konstrukte, sprachliche Kreationen, Bilder, Vorstellungen usw. ins Spiel brachten? Und: Was meinen wir, wenn wir sagen, dass die Menschen damals anderen «Weltbildern» folgten als wir? Oder dass sie «mythische» Vorstellungen hatten? Überhaupt, was tun wir, wenn wir von «Vorstellungen», von «Bildern», von «Mythen» reden? Was zeigt sich, wenn wir ein erfahrungsbezogenes Verstehen von Texten anstreben und davon ausgehen, *dass die Menschen damals nicht dümmer waren als wir heute?*

5. Statt «Ja, aber...»: von der befreienden Erfahrung, Gutes tun zu können

Die Formel war uns bekannt und vertraut: Zuerst der Zuspruch, das «Ja Gottes», der Indikativ – dann das «Aber», als Imperativ und Anspruch. Also: Zuerst erfolgt der Zuspruch, dann *aber* kommt der Anspruch; zu Beginn verlautet das «Ja Gottes», *aber* dann muss auch die eigene Antwort und das richtige Tun des Menschen erfolgen. – Doch wenn wir so verfahren, so zeigte uns Kurt Stalder, wird beides unglaubwürdig: Wie ist es um die gottgegebene Freiheit bestellt, wenn sich dann das Handeln des Menschen doch einem imperativen «Müssen» zu unterziehen hat? Und wenn immer wieder der Eindruck entsteht, dass der Indikativ so wenig «greift» wie der Imperativ? Mir ging auf, weshalb sowohl «Zuspruch» als auch «Anspruch» bei mir oft nur als Forderung und Moralismus ankamen – «Zuspruch» und «Anspruch» mit dem misslichen Geschmack des «Muss»: Man muss glauben – und man muss eben entsprechend handeln (im Dialekt: «me sött», «me müesst» – und so kreierte die «Theologie der Sötteler»). Dagegen eröffnen sich fundamental andere Perspektiven, wenn wir erfahren, wie wenig selbstverständlich es ist, dass wir eigenständig handeln, selbsttätig Verantwortung übernehmen und kreativ gestalten können. Es sind befreiende Erfahrungen, und im Licht des Glaubens können wir sie als Konkretisierung der göttlichen Zuwendung verstehen. In der Chance, uns einander zuwenden zu können, erweist sich (in dieser Glaubensperspektive) realiter, dass wir von der göttlichen Zuwendung leben.

Gott hat uns nicht als Esel geschaffen, die einfach alles fressen sollen. Vielmehr geht es um ein *freiheitlich-partnerschaftliches Verhältnis* zu Gott – und dies zeigt sich gerade auch in der Entdeckung der Räume eigenverantwortlichen Handelns und Gestaltens. Die Kunst, das ethische Handeln und die Diakonie bekommen dann eine eigene ontologische Würde, wie Kurt Stalder es genannt haben könnte. Sie sind nicht blosse («Sötteler»-)Folgeerscheinungen der guten Botschaft, vielmehr Aspekte dieser Botschaft selbst.

6. Das Böse und das Wunder

Kurt Stalder beeindruckte mich auch mit dem Diktum, dass es zur *Würde* bestimmter Fragen gehört, dass sie nicht (definitiv) beantwortet werden

können. Dazu gehören die Fragen nach dem Ursprung und Sinn des Entsetzlich-Bösen und Abgrundtief-Leidvollen.

Es gehört zum Bösen des Bösen, dass es nicht (definitiv) erklärt werden kann. Jeder Versuch, das Böse zu erklären oder in ein System einzuordnen, führt dazu, dieses Böse zu verharmlosen. Es ist gerade ein Kennzeichen des Bösen, dass es im Grunde unerklärbar und unverständlich bleibt, so sehr es notwendig ist, bestimmte Aspekte und Phänomene des Bösen mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu analysieren und erkennbare Hintergründe, Zusammenhänge und «Teufelskreise» nicht zu verschleiern. Erstaunlich ist dann nicht, dass Böses sich ausbreitet. Das Erstaunliche ist das Gute.

Stalder leitete uns dazu an, mit den Augen des Glaubens in unserer Lebenswirklichkeit dies Erstaunliche und Wundervolle zu entdecken, so alltäglich es auch zunächst erscheinen mochte. Zum Beispiel das Wunder, dass wir uns, manchmal jedenfalls, verstehen können. Ich spüre jetzt noch sein Feuer, wenn er ein solches Phänomen beschrieb und erläuterte. Schon nur, dass wir die Stimme als physikalisch analysierbare Schallwelle in kognitive und emotionale Mitteilungen übersetzen können: *Wir stellen fest, dass es geschieht, es gibt zu den Details auch grossartige Einsichten und Erkenntnisse, aber wie dieser Übergang schliesslich möglich wird – da haben wir keine Ahnung. Und: Wenn ich vom «Heiligen Geist» spreche, benenne ich auch diesen Aspekt des Wunders, dass wir einander, manchmal jedenfalls, verstehen können.*

Das Erstaunliche und die Wunder sind aus dieser Perspektive nicht nur Randerscheinungen, sie begegnen in den elementarsten Erfahrungen, wenn wir sie denn nicht durch die irrwitzige Meinung, es sei doch selbstverständlich, ignorieren. Die Begegnung mit dem Wunder, das Licht des Göttlichen, kann so in überraschenden menschlichen Grunderfahrungen manifest werden.

Und auch das war eines der Geschenke aus Kurt Stalders Unterricht: Die Sicht des Gott-Mensch-Verhältnisses erhielt nie den unglückseligen Charakter eines Konkurrenzverhältnisses. Und, wie Stalder es knapp und einprägsam formulierte: *Gottes Licht erstrahlt nicht erst dann, wenn alle anderen Lichter ausgelöscht werden.*

7. Ich will keine «Schüler»

Ich hatte bei meiner Dissertation zwei «Doktorväter», nämlich die Neutestamentler unserer beiden Fakultäten. Bei Christian Maurer war ich

Assistent, und er räumte mir viel Zeit und Raum ein für meine wissenschaftliche Arbeit, die er kritisch begleitete. Viele intensive Gespräche hatte ich mit Kurt Stalder. Er las Texte, die ich ihm gab, sehr aufmerksam. Sein Ziel war, dass ich meinen eigenen Weg finde – und seine Fragen und Hinweise halfen mir dabei oder forderten mich dazu heraus, mir klar zu werden, worauf ich hinaus und wie ich das anstellen wollte.

Ich weiss nicht mehr, in welchem Zusammenhang er einmal sagte, er wolle keine «Schüler». Ich vermute, dass er damit eben dies meinte: Er wollte keinen Kreis von Anhängerinnen und Anhängern um sich scharen, die seinen Ideen und Themen weitere Verbreitung und den Einzug in die Zitationskartelle sichern sollten. Natürlich gab es einen «Stalder-Kreis». Aber das war durchaus keine homogene Gruppe, und wir gingen unterschiedliche Wege, ohne ein Lehrhaupt.

Dem entsprach auch, dass Stalder zwar mit Elan für eine transparente Hierarchie im Bereich «seiner» Kirche eintrat (und wir Reformierten konnten nicht überhören, dass das jedenfalls sinnvoller sei als ein demotivierendes Durcheinander oder eine verdeckte, informelle und dann umso schwerer befragbare Hierarchie in einem nur scheinbar ganz unhierarchischen kirchlichen System). Er spielte seine Stellung als Ordinarius nicht auf Kosten der Studierenden oder des wissenschaftlichen Nachwuchses aus, nahm vielmehr trotz seiner vielfältigen Verpflichtungen und einer rudimentären Ausstattung an seiner Fakultät (den Ordinariaten waren keine Assistierenden zugeteilt) seine Aufgabe als Unterrichtender ernst. Das fiel uns auch dadurch auf, dass er sich auf die Veranstaltungen präzise vorbereitete, was nach unseren Erfahrungen im Theologiestudium nicht selbstverständlich war. Ich habe nicht vergessen, wie er einmal ausser Atem in einer Veranstaltung ankam, sich setzte und uns dann eröffnete, er habe sich leider nicht angemessen vorbereiten können, sodass wir nun zusammen eine praktikable Variante würden finden müssen. Also suchten wir gemeinsam einen Weg.

Christoph Müller (geb. 1944 in Glarus CH), Prof. em. Dr. theol., Studium der ev. Theologie in Bern und Zürich, 1975 Promotion zum Dr. theol. (Neues Testament), 1988 Habilitation (Praktische Theologie). 1978–1988 Pfarrer in Thun. 1988–1995 ao. Professor für Praktische Theologie an der Universität Basel, 1995–2010 o. Prof. an der Theologischen Fakultät der Universität Bern (Institut für Praktische Theologie, Lehrstuhl für Homiletik, Liturgik und Kommunikationswissenschaften). 2000–2002 Dekan. 2010 emeritiert. Hauptarbeitsgebiete: Kasualien (Schwerpunkt: Taufe) im Rahmen einer empirischen Theologie; Praktische Hermeneutik.

Adresse: Universität Bern, Institut für Praktische Theologie,

Länggassstrasse 51, CH-3000 Bern 9, Schweiz.

E-Mail: christoph.mueller@theol.unibe.ch

English Summary

Memories of Kurt Stalder as an academic teacher – who rejected having disciples – by a former Protestant (doctoral) student: about learning to read, to ask, and to see; about learned ignorance and theological-spiritual exercises – in the context of questions as to the ‘reality’ of God, of evil, and the wonder of liberated action.